Interview ohne Worte

Autor(en): **Brand, Olga**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **7 (1945)**

Heft 9

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-860708

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Interview ohne Worte.

Von Olga Brand.

Einen wirklichen Dichter zu interviewen, ist meist eine heikle Sache. Je mehr er Poet ist, desto mehr wird er sich ins Schneckenhäuschen zurückziehen, wenn ihm irgend jemand «auf die Bude steigt». Nun gibt es zwar auch jene Interviews, die man meuchlings abhält. Man plaudert harmlos über den Zaun — wie viele Dichter sind begeisterte Gärtner — oder gar bei einer Tasse Kaffee und plaudert es nachher aus.

Und doch wären eigentlich diese Ränke ganz überflüssig, wenigstens bei jenen Dichtern, welche die Stimme einer Landschaft, eines Volkes sind und deren Bücher nicht ausgeklügelt, sondern erlebt im dichterischen Sinne sind.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken wanderte ich jüngst auf eine Amtsstube, wo ich etwas zu besorgen hatte. Nicht lange nach mir kam ein Solothurner-Mannli herein, mit festen Schuhen, denen man es ansah, dass sie mit viel Mühe einigermassen gesäubert worden waren. Ich hörte, wie der Beamte zu ihm sagte: «Ich meinte, Ihr wolltet aufs Betreibungsamt?», worauf der Alte sich gegen das Fenster drehte, den Rücken gegen das Publikum, und den Kopf schüttelte. An seiner Handbewegung sah ich, wie er Tränen aus den Augen wischte. Ich hörte, wie der Mann erklärte: «Ich kann diese dreissig Franken einfach nicht bezahlen, ich kann einfach nicht . . . » Der Beamte raschelte in Papieren, die sich offenbar auf den rückständigen Steuerzahler bezogen.

Plötzlich war es mir, ich hätte diesen Bauernknecht schon irgendwie gesehen. Und der ganze Vorgang kam mir vor wie ein Kapitel aus einem Buch. Mit einemmale wusste ich, was ich da vor mir hatte — und die fast gütige Stimme des merklich milde gewordenen Beamten gehörte auch dazu — das war ein Stücklein Solothurner-Volk. Nicht etwa, dass wir da unten die Mehrzahl der rückständigen Steuerzahler hätten! Aber die Sprache, die Art des Vorgangs, der Herzschlag des Dialogs — ich wusste plötzlich, wo ich den schon gehört hatte: In den Büchern Josefs Reinharts. Nicht was gesprochen wurde, aber wie, das erinnerte mich an seine Dichterwelt. Und indem ich neben dem geplagten Knechte stand und aus Herzensgrund wünschte, ich könnte ihn von der Steuer erlösen, wusste ich: Das ist auch ein Interview mit Josef Reinhart, ohne Worte, aber aus dem Bäuerchen blickte mir der Dichter entgegen, dessen Epik von einem Herzen diktiert wird, das mit allen Fasern an Solothurn hängt. Und ich musste auch lächelnd daran denken, wie die Zeit und in ihr warmherzige Menschen gearbeitet haben, um die Kluft zwischen Stadt und Land zu überbrücken. Auch die Bücher Josef Reinharts sind solche Brückenbauer.

Und wieder ging ich in Gedanken versunken dahin, durch die Strassen und Gassen der auch von mir so vielgeliebten Stadt. In der milden Spätsommersonne lag einer der vielen schmalen Wege, die bei uns zwischen verträumten Gärten und stillen Häusern hindurchführen. Ein Kind im Vorschulalter sass da am Wegrand und pflog ein seltsames Gespräch. Obwohl es allein war, unterhielt es sich angelegentlich, und zwar, indem es ein Stück Lederriemen ans Ohr hielt. Belustigt horchte ich hin und erriet, dass das Kind «am Telephon» spielte. Was es beobachtet hatte bei Erwachsenen, ahmte es nach, und was ihm dazu materiell fehlte, ersetzte es durch Phantasie!

«Beobachtung und Phantasie», das hatte ich schon einmal sagen hören von Josef Reinhart, das seien die Triebfedern des Dichters. Also wieder liess er mich stumm grüssen und durch dieses Kind Antwort erteilen auf das, was ich ihn in einem Interview auch gefragt hätte und was er als Dichter seiner Mitwelt über die Dichtkunst zu sagen hat. Es ist nicht nur seine Theorie, sondern seine schöne Praxis, wie sie durch jedes seiner Bücher bewiesen wird. Er ist kein Mystiker, aber auch keiner jener Naturalisten, die vor lauter «Wirklichkeit» nur noch die Unnatur sehen. Josef Reinhart ist mit seinem Boden verwurzelt. Aber über diesem Heimatboden schimmern die goldenen Lichter des Himmels, streicht der zarte Herbstnebel unserer Juragegend.

So war ich also bei dem Dichter in die Schule gegangen, auf meine Weise, wenn ich auch nicht zu der Schar gehörte, die jährlich wechselnd durch seine Schulstube ging.

Ein Liedchen summend, kam ich wieder nach Hause, und es war höchste Zeit, ans Kochen zu gehen. Da blinzelte mir die Pfanne vertraulich entgegen: «Ja, ja, ohne die Geschichte von jenem Fraueli, das die Speckscheiben so verbruzeln liess, dass sein Mann sie für Forellen hielt, hättest Du auch nie den Ehrgeiz gehabt, Dich an meinem Stiel zu halten. . » Die Pfanne spielte auf ein «Gschichtli ab em Land» an, worin Josef Reinhart zeigte, wie es einer jungen Frau, die nicht kochen konnte, ging. Ich hatte jene Geschichte als Heranwachsende gelesen und mir damals geschworen, nie nur ein Bücherbrett, sondern auch ein Pfannenbrett dirigieren zu wollen.

Dieses Erlebnis in der Welt des Dichters ist symbolisch für jene Wirkung, die er mit seiner Literatur erzielt. Für das, was er seinen Schülerinnen, auch wenn sie zu Schulmeisterinnen herangebildet werden, in Randbemerkungen immer wieder nahegelegt: Die Sorge der Frau um ihr natürliches Sein, das sich in der mütterlichen Pflege der alltäglichen Dinge zum Wohle der andern entfaltet. Und ich glaube nicht, dass ich allein seinen «zarten Wink» aus jener Geschichte mir zu Herzen genommen habe. Ich weiss, dass die Frauen Solothurns zu gelehrigen Leserinnen der Josef-Reinhart-Bücher geworden sind. Sie spüren darin einen Lehrer, der sie fürs Leben lehrt, und da diese Lehren zugunsten der Männer und mit so viel Humor vorgebracht werden, gehören natürlich auch sie zu jenem Kreis, der sich von Haus zu Haus zieht, das geistige Antlitz Josef Reinharts auffängt und es von einer Generation zur andern trägt.

Die gute Dorfbühne.

Von Walter Richard Ammann.

Im Unbewussten liegt oft das Feststehende eines Menschen. Er weiss nicht, dass vielleicht in etwas Einmaligem oder nur Seltenerem eine bestimmte Berufung liegt, die verpflichten kann. Dieses Seltene und beinahe Einmalige liegt bei Josef Reinhart in der dramatischen Gestaltung seines Prosawerkes für die gute Dorfbühne.

Eine stattliche Reihe schweizerischer Dramatiker hat sich dem Werke Gotthelfs zugewandt, und es ist vielen gelungen, dieses einzigartige und